



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"

Die mohammedanische Bewegung im ägyptischen Sudân

Schoenfeld, Emil Dagobert

Berlin, 1905

urn:nbn:de:gbv:46:1-15080

Abteilung Berlin-Charlottenburg

der Deutschen Kolonial-Gesellschaft.

==== Verhandlungen 1903/04. ====

Band VIII. Heft 3.

Professor Dr. E. Dagobert Schoenfeld

Die mohammedanische Bewegung

im

ägyptischen Sudân.

Vortrag,

gehalten in der Abteilung Berlin-Charlottenburg der Deutschen
Kolonial-Gesellschaft.



Berlin 1905

Verlag von Dietrich Reimer

(Ernst Vohsen)

Der Vorstand der Abteilung Berlin-Charlottenburg der Deutschen Kolonial-Gesellschaft setzt sich zusammen aus den Herren:

Der I. Vorsitzende: Prinz von Arenberg, M. d. R. u. d. A.-H.

Der stellvertretende Vorsitzende: Kontre-Admiral z. D. Strauch.

Der II. stellvertretende Vorsitzende: Generalleutnant v. Kettler.

Der Schriftführer: Emil Selberg.

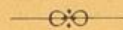
Der stellvertretende Schriftführer: Konsul Wallich.

Der Schatzmeister: Arthur Schmidt-Lorenzen,
von Bitter, Wirkl. Geh. Rat, Oberpräsident a. D.
Bormann, Geh. Ober-Reg.-Rat z. D.
Fritz Friedländer, Geheimer Kommerzienrat.
Imberg, Rechtsanwalt.
G. Kollm, Hauptmann a. D.
Kraetke, Staatssekretär des Reichspostamtes.
Jul. Pintsch, Kommerzienrat.
Riecken, Bank-Direktor.
Dr. Schön, Regierungs-Rat.
Simons, Major z. D.
W. Staudt, Konsul.
Stücklen, Fabrikbesitzer.
Valois, Vize-Admiral z. D.
Ernst Vohsen, Konsul a. D.

Zur Erwerbung der Mitgliedschaft der Abteilung Berlin-Charlottenburg der Deutschen Kolonial-Gesellschaft wolle man sich an den Schriftführer Herrn Emil Selberg, Berlin NW. 40, Roonstr. 9, wenden, der das Weitere veranlasst.

Der Jahresbeitrag beträgt minimal M. 9.—.

Sämtliche Mitglieder erhalten die 52 mal im Jahre erscheinende Deutsche Kolonialzeitung und haben das Recht zur Teilnahme an allen Vorträgen und Veranstaltungen der Abteilung.



31

Die mohammedanische Bewegung
im
ägyptischen Sudân.

Vortrag

von

Prof. Dr. E. Dagobert Schoenfeld. ✓



571069

Die mohammedanische Bewegung

im

ägyptischen Sudan.

Der nachstehende Vortrag des Herrn Professor
Dr. E. Dagobert Schönfeld wurde am 12. Dezember 1904
in der Abteilung Berlin - Charlottenburg der Deutschen
Kolonialgesellschaft gehalten.

Vortrag

von

Prof. Dr. E. Dagobert Schönfeld



Vor Jahresfrist befand ich mich auf einem Ritt vom Sinai hinauf bis Damaskus, und vor 2 Jahren, in denselben Wintermonaten, durchquerte ich Ost-Afrika vom Massâua bis Kordofân; beide male ich ganz allein, nur umgeben von arabischen Dienern, mit einer selbständigen Karawanen-Ausrüstung und auf eigene Kosten.

Mein Hauptzweck war, neben dem Studium der Örtlichkeit, die lokale Geschichte und dann auch die Erfassung des Volks-Charakters. Mich interessierte besonders der Islâm mit der Energie seines religiösen Empfindens und seiner politischen Hoffnungen.

Ein italienischer Diplomat, mit welchem ich die Dampferfahrt von Tripolis nach Malta, im Winter 1902, teilte, hatte auf Erythrâa mich aufmerksam gemacht, seine vorteilhafte Lage, Naturschönheit und Geschichte. Der Blick des Historikers, welcher die Bewegung innerhalb der islamitischen Völkerfamilie studiert, fällt ja ganz von selbst auf deren letzte kraftvolle Äusserung, sich darstellend in der 16jährigen Herrschaft des Mahdi-Reiches, im Herzen des ägyptischen Sudâns.

Durch diese beiden Gesichtspunkte war mir die Marschroute vorgezeichnet von Massâua bis Omdurmân. Im Interesse meines begrenzten Themas muss ich es mir nun hier versagen, auf Reiseeindrücke einzugehen, so ergiebig und erfrischend das alles auch war. Nur einige Worte will ich widmen dem fesselnden Reize des Karawanenlebens.

Dieses Leben, tags im Sattel, nachts im Zelte, stärkt Leib und Seele. Umweht auf dem Pferderücken, wie auf dem Ruhebette, von stets frischen Luftwellen, kräftigt sich jeder Nerv! — Und dann diese Freiheit! — Nicht gleich einem Frachtstück, gegeben von Hand zu Hand, bestimmt

man nach eigenem Ermessen des Wanderns Ziel, Art und Mass. Nicht belehrt durch ein Reisehandbuch über das, was merkwürdig sein soll, sondern selbst, mit dem Auge eines Forschers vorgehend, prüft man das Ferne, wie das Nahe. — Was an dem Wege auffällt, kann mit Leichtigkeit erkundet, mit Musse untersucht, mit dem Stift gemerkt werden. Niemand ruft uns ab, drängt uns, reisst uns fort. Wir bleiben stets die freien Herren unserer Lage. Selbst das Gesetz lässt hier vor unseren Füßen seinen Schlagbaum nicht niederfallen, und die Tyrannei einer überfeinerten Sitte diktiert hier weder eine bestimmte Form des Lebens, noch ein bestimmtes Kleid.

Allerdings müssen wir Kulturmenschen, deren Kinderstube kein Zelt gewesen ist, uns beschränken lernen, wenn wir mit unseren Kamelen und unseren Beduinen hinausziehen in die Wüste. Kurze Haare, kurze Nägel, einfache Kleidung, bescheidene Ansprüche an Küche und Keller, kein peinliches Halten auf die Stunde und die Art der Befriedigung unserer Wünsche; kein Sichaufblähen und kein Poltern mit den Leuten, sondern Geduld und Einfachheit, Güte und bester Humor. Unter solcher Selbstbeschränkung wird die ganze volle Schönheit dieses Lebens am reichen Herzen der Natur, im Genusse ungebundener Freiheit, und inmitten dieser ungeschminkten und kraftvollen, frommen und freimütigen Söhne der Wildnis uns aufgehen und wahrhaft erquicken.

Mit solcher Karawane, und unter diesen Verhältnissen, habe ich Tausende von Kilometern zurückgelegt. Vier bewaffnete Diener, Araber — (darunter ein erster Dragoman und ein Koch) — begleiteten mich auf der ganzen Reise. Dem Wechsel von Station zu Station unterlagen dagegen Beduinen, Hadenda, Halanga, Beni-Amr samt ihren gemieteten Kamelen; doch nur so, dass dieselben Leute mich doch stets hunderte von Kilometern weit begleiteten. Zu meiner persönlichen Benutzung besass ich abessynische Maultiere, da ich das Reiten auf Kamelen nicht liebe. Ein grosses, vollständig eingerichtetes Zelt stand zu meinem Gebrauch, kleinere Zelte waren für meine Leute, während die Kameeltreiber stets im

Freien schliefen, ringsum die Lagerfeuer. Proviant wurde mitgenommen nur für mich und meine 4 Diener, die übrigen Knechte verpflegten sich selbst und erhielten nur zur Steigerung ihres Wohlverhaltens ein tägliches Geschenk an Kaffee und Tabak. Dagegen Wasser musste für alle mitgeführt werden in Fässern und in Schläuchen, da wir oftmals Strecken von 150 Kilometern Länge zu überwinden hatten, ohne Quelle, noch Brunnen zu finden.

Ich bin niemals, Gott Lob, in Gefahr gewesen, habe keine Untreue erfahren und war niemals krank, auch nicht an dem für Afrika so gefürchteten Fieber. Allerdings führte ich, schon um meiner Mohammedaner willen, keinen Tropfen Alkohol bei mir. Unsere Getränke waren Kamelmilch, wenn habhaft, sonst abgekochtes Wasser mit Zitronensaft.

Unser Marschpensum betrug durchschnittlich 40 Kilometer den Tag, welches in wasserarmen Gegenden sich auf 60 steigerte. Sieben Uhr früh erfolgte der Aufbruch, um 4 Uhr nachmittags wurde das Lager bezogen. Ganz kurz war die Mittagspause. Rasttage ergaben sich von selbst an den historischen Plätzen, wo ich ein Interesse hatte, länger zu verweilen.

Auf diese Weise zog ich von Massâua nach Omdurmân, der Einfallspforte für Kordofân.

Zuerst galt es Erythrâa. Von Massâua nach Kassala ist ein Weg von ca. 500 Kilometern. Er übersteigt das Hochgebirge. Denn Asmara liegt 2400 Meter über dem Meeresspiegel. Nur bis Cheren, etwa ein Drittel des gesamten Weges, gibt es eine Kunststrasse mit Kilometersteinen; dann folgen Naturwege ohne Vermessung der Distanzen, und es tritt Schätzung ein.

Man passiert das Land der Bogos, der Beni-Amr, der Hadenda; dazwischengesprengt liegen nach Norden vorgeschobene Niederlassungen der Abessynier. Alle sind friedliche Leute, welche meist Viehzucht treiben. Ein gering gepflegter Ackerbau erzeugt Durra und Duchon nur zum eigenen Bedarf, obwohl die fruchtbare Ackerkrume, begünstigt durch ein reich-

verzweigtes Flussnetz, sicher dieses Gewerbe zu einem lohnenden machen würde.

Mittags, wo wir an Brunnen rasteten, hatte ich Gelegenheit, die Eingeborenen bei dem Tränkgeschäft zu beobachten. Es wurden hier zusammengetrieben bis zu 3000 Stück an Rindern, Schafen und Ziegen. Weiter, der Westgrenze zu, mehrten sich an den Tränkrinnen die Kamele. Alle diese Tiergattungen zeigten sich in ausgezeichneten, wohlgepflegten Exemplaren. Ich sah Rinder der Beni-Amr, welche sicher auf einer unserer Ausstellungen den ersten Preis erhalten hätten.

Die Wohnungen der Leute, tukûl, sind kreisrunde Hütten mit einem kegelförmigen Dache, welche aus dem langen Stroh der Lehmfelder durch die Eingeborenen, geschickt und sauber, hergestellt werden. Die zu Dörfern vereinigten tukûl stehen meist zurückgezogen von der Linie begangener Strassen auf einer Waldblösse. Die Landschaft ist durchgehend baumreich und von höchster Anmut.

Von Massâua bis Majatâl findet sich eine kurze Eisenbahn von 30 Kilometern; jetzt wird sie, um das Doppelte des Weges, bis Ghinda fertig sein. Von Majatâl aus zieht sich die Kunststrasse in kühnen Serpentinaen das Hochgebirge bis zu dem, 7000 Fuss hochgelegenen, Asmara hinauf. Man fährt hier durch eine Tropenlandschaft. Ich entsinne mich nur noch einer zweiten Strasse, die gleich schön mir erschienen ist. Es ist die von Rio de Janeiro hinauf bis nach Petropolis führende. — Dagegen einen subtropischen Charakter besitzt die Landschaft auf der westlichen Abdachung des Gebirges zwischen Asmara und Kassala; obwohl auch hier Bäume wie *Adansonia* und *Euphorbia candelabrum* zahlreich unter den von Akazienarten gebildeten Wäldern stehen. Die Ritte durch diese Gegend bereiteten Vergnügen, und die Jagd, durch kein Gesetz gehemmt, ist so leicht wie ergiebig. Es kamen täglich uns zum Schuss wilde Tauben, Perlhüner, Hasen, Antilopen, Gazellen, zum Teil in ganzen Rudeln. Von Schädlingen bemerkten wir grosse Paviane und Hyänen,

nicht aber Löwen und Leoparden, von denen noch Ferdinand Werne (1840) viel erzählt. Ebenso wenig belästigten uns Schlangen, oder Skorpione.

Ein Telegraph zieht sich auf der ganzen Linie zwischen Massâua bis Kassala hin und finden sich von 40 zu 40 Kilometern Telegraphenhäuschen, besetzt mit je 2 italienischen Soldaten, welche bereit sind Depeschen anzunehmen.

In den Garnisonen Massâua, Asmara, Cheren, Agordat kamen die italienischen Offiziere auf das Freundschaftlichste mir entgegen. Ich speiste in ihrem Kasino, machte mit ihnen Ausflüge in die Umgegend.

Doch besonders fühle ich mich verpflichtet dem Herrn Gen. Gouverneur Ferdinando Martini, welcher alles aufbot, meine Reise zu erleichtern. Martini trat sein Amt an im Jahre 1897. Nachdem die Kolonie bisher von Generälen verwaltet war, ist er der erste Zivilist, welcher an deren Spitze trat. Nicht Jurist, sondern Philologe, erregte seine Ernennung Aufsehen. Zuerst Professor in Siena, dann Kammerdeputierter, dann Kultusminister, macht er den Eindruck mehr eines Gelehrten als eines Staatsmannes. Als Schriftsteller gilt er für den zweitbesten Prosaisten des modernen Italiens. Auch ist er keineswegs mehr jung, sondern im 65. Lebensjahre. Dennoch hat er es verstanden, die üblen Erfahrungen, welche bisher unter der militärischen Verwaltung mit Erythräa gemacht waren, zu beseitigen. Der italienische Deputierte Farinet, der Opposition der Kammer angehörend, äussert über ihn in einem französischen Kolonialblatte (v. November 1903):

„Dieser Mann, welchen nichts in seiner Vergangenheit
„fuer eine Mission dieser Art vorzubereiten schien, gab
„gleichwohl dort ausgezeichnete Proben seiner Tätigkeit,
„wie seiner Weisheit.“

Schon auf dem Dampfer von Sûez bis Massâua hatte ich den Vorzug, die Fahrt mit ihm zu teilen; dann war ich öfter in seinem Hause in Asmara. Das Hauptverdienst Martinis, dessen wohlthätige Hand in der Kolonie überall zu merken

ist, scheint mir darin zu liegen, dass er den Volkscharakter der Eingeborenen erfasste, und mit Verständnis fördernd auf denselben einwirkte. Denn Kolonial-Verwaltung scheint mir in erster Linie ein Werk der Volkserziehung zu sein, welche damit zu beginnen hat, dass wir die Sprache, die Weltanschauung, die Sitten und Gebräuche der uns untergebenen Stämme kennen lernen. Nachdem so eine Grundlage gewonnen ist, sollte dasjenige, was an unserer Kultur für sie brauchbar ist, nur in kleinen Dosen, und nach und nach, zugeführt werden, um jede Verbildung und Verwirrung zu vermeiden.

Es machte einen sehr guten Eindruck, wenn ich, von den Garnisonsorten aus, in Begleitung italienischer Offiziere, die Dörfer der Eingeborenen durchritt, dass die Leute mit Vertrauen näher traten, ihre Hände zu uns hinaufreichten und die an sie gestellten Fragen unbefangen beantworteten.

Erythräa ist eine Kolonie, welche gute Aussichten bietet, auch wenn die Hoffnungen scheitern sollten, welche man setzt auf den Abbau der bei Asmara und Cheren in weissen Quarz eingesprengten Goldadern. — Es hat einen grossen Reichtum an Wald mit wertvollen Bauhölzern. Das harte Halfa-Gras (*stipax tenacissima*), eine in Nordafrika so gesuchte Exportpflanze zu Zwecken der Papierfabrikation, findet sich hier in grosser Menge. Der Viehreichtum ist ein sehr bedeutender, und ackerbaufähiges Land, namentlich im westlichen Gelände, auf der Strecke zwischen Agordat und Sabderât, ist genug vorhanden, wenn nur die zugreifenden Hände da wären.

Doch neben diesen guten Aussichten findet sich Erythräa nach einer anderen Seite schwer bedroht. Das betrifft seinen Handel. Früher war die Linie Kassala—Massäua ein viel beschrittener Handelsweg. Auf dieser Linie suchten die reichen Produkte des Sudân die Meeresküste. Jetzt ist es die von den Franzosen fertiggestellte 310 Kilometer lange Eisenbahn Djibuti-Harrar (eigentlich Dire-Dauah) im Süden der Strasse Bab-el-mandeb, und dann im Norden die von den Engländern bereits in Angriff genommene Bahn Berber-Sauâkin, welche beide den Handel von Erythräa sicherlich

ablenken werden, wenn es nicht gelingen sollte, die italienische Linie Massâua-Ghinda bis Kassala hin, und zwar in demselben Tempo zu fördern, wie das englische Konkurrenz-Unternehmen; was wohl kaum zu erwarten steht.

An einem Sonntag Morgen ritt ich in dem viel umstrittenen Kassala ein; umstritten, denn dieser Ort ist der Schlüssel zu dem Thale des Sabderât, der Einfallspforte zu Erythräa. Kassalas Ursprung ist ein Militärlager. Seine Gründung verdankt es dem Gen.-Gouverneur Ahmed-pâcha, welcher 1840 einen militärischen Vorstoss in diese Gegend machte. Der deutsche Forschungsreisende, Ferdinand Werne, teilte und beschrieb diesen Zug.

Im Jahre 1885 entrissen den Ägyptern diesen Platz die Derwische, unter der Führung Osmân-Dignas, eines militärischen Genies. Neun Jahre später, 1894, wurde Kassala den Derwischen wiederum entrissen von den Italienern, welche nach dem glücklichen Gefechte von Agordat (d. 21. Dez. 1893) unter General Arimondi, nach Westen vordringend, Kassala stürmten, und 4 Jahre lang behaupteten, bis sie es unter dem Druck diplomatischer Verhandlungen, am Weihnachtstage 1897, an die Engländer abtraten.

Als ich dort vor dem Regierungsgebäude aus dem Sattel meines Maultieres stieg, um Major Dweyer, dem derzeitigen Kommandanten des Platzes, mein amtliches Einführungsschreiben zu überreichen, wehten mir von zwei hohen Masten die beiden Flaggen Englands und Ägyptens entgegen, zum Zeichen, dass ich in die Interessen-Sphäre des ägyptischen Sudân eingetreten sei. Dieser steht bekanntlich, zur Zeit, unter der kombinierten Herrschaft beider Mächte. Kassala, welches Dr. Junker, auf Grund seines Besuches aus dem Jahre 1875, noch als eine blühende Stadt beschreibt, ist heute nichts Besseres als ein Trümmerhaufen, durchsetzt von einigen bewohnbaren Gebäuden, rings um die Anfänge eines dürftigen Marktes.

Doch ich muss mir Details in dem knappen Rahmen dieses Vortrages versagen, um in grossen Schritten über-

zuleiten nach Omdurmân, dem Herzen der mahdistischen Bewegung.

Als ich in Kairo diesen Zug vorbereitete, fand ich grosse Schwierigkeiten, genügendes Kartenmaterial aufzutreiben für die Strecke Kassala—Chartûm. Für Erythräa hatten mir gedient 5 sehr genaue Kartenblätter des italienischen Generalstabes, angekauft in Neapel. Über den Sudân bot sich nichts Ausreichendes dar im Buchhandel. Indessen, Oberst Graf Gleichen, derzeitiger Chef des Intelligenz-Office im Departement des Sudân, bei welchem ich durch unseren Herrn Gesandten eingeführt wurde, hatte die Güte, mir die Publikationen seines Bureaus zur Verfügung zu stellen. Doch diese Kartenblätter sind nichts weiter, als in ein Netz eingetragene militärische Marschruten mit den ihnen angrenzenden Flüssen und Ortschaften, sowie einer Angabe der Distanzen, lediglich nach Schätzung. Diese Blätter können, wie ich jetzt nach deren Benutzung auf meiner Reise urteilen darf, keinen Anspruch auf Genauigkeit machen, sondern haben lediglich den Wert einer nur ganz allgemeinen Orientierung. Schliesslich fand ich mich mit Hilfe meiner Diener und der mich geleitenden Hadenda am besten selbst zurecht! —

Um von Kassala nach Chartûm, resp. nach dem Blauen Nile, zu kommen bieten sich nun drei Wege dar.

Der nördlichste führt in ziemlich gerader Richtung über Qôz-Rejab, Abû-Delek und Hojali. Er wurde im Jahre 1861 von v. Beuermann beschritten. Dieser Weg hat den Vorzug der Kürze, aber den Nachteil grosser Wasserarmut. Man muss streckenweise für zehn Tage Wasservorrat mitnehmen.

Der mittlere Weg geht über Asobri, Rera, Geili und erreicht den Blauen Nil bei Kamlin. Ihn ging 1841 Ferdinand Werne.

Der südliche Weg folgt dem Laufe des Atbâra, wendet sich dann zur interessanten Oase von Gadâref, erreicht den Râhad-Fluss bei Ain-el-Lueiga und stösst auf den Blauen Nil bei Wâd-Médani, der heutigen Hauptstadt der Provinz Sennaar. Den Blauen Nil hinabfahrend kommt man dann

nach Chartûm. Das war die Rute, welcher 1875 Dr. Junker folgte. Auch ich entschloss mich für dieselbe.

In 23 Tagen habe ich diesen Landweg zurückgelegt, allerdings in erheblich verstärktem Marschtempo, denn der Sudân ist noch sehr entvölkert, und für Brunnen ist hier wenig gesorgt. So z. B. zwischen Mogâtta und Wâd-Kâbu, eine Strecke von 80 Kilometern, ist kein Tropfen Wassers. Dann wiederum zwischen Gadâref und El-Fau, sogar 144 Kilometer, auch kein Tropfen. Dass Brunnen auf diesen Strecken fehlen, erscheint als Vorwurf für die Regierung. Denn sicher enthält der schwere Tonboden dieser Hochebene unterirdische Wasseradern. Auch vermisst man sehr die Gelegenheit, den Telegraphen zu benutzen. Der Draht zieht sich teilweise über unseren Köpfen hin. Doch es fehlt an Zwischenstationen, um Nachrichten aufzugeben, wie solche in Erythrâa auf der ganzen Linie vorhanden waren.

In Gadâref hatte ich den Vorzug zusammenzutreffen, und 3 Tage zu verweilen, mit Slatin-pâcha, dem Verfasser von Feuer und Schwert im Sudân, und mit Oberst Henry, dem derzeitigen Mudîr der Provinz Tokar. Slatin, welcher in der unmittelbaren Umgebung der beiden Chalifen Mohammed-Ahmed und Abdullahi, 12 Jahre lang, zu Omdurmân gelebt hatte und die Entwicklung des Mahdi-Reiches aus der Nähe beobachtete, wurde mir eine unschätzbare Quelle der Belehrung.

Am 24. Februar, früh morgens, begrüßte ich vom hohen Flussufer herab den Wellenspiegel des Blauen Nils. Auf seinem jenseitigen, westlichen, Ufer lag in stattlicher Breite Wâd-Mêdani, mit circa 12000 Einwohnern. Dieser Ort figurirt auf unseren deutschen Karten als Wold-Medîne. Diese unrichtige Schreibweise scheint zurückzugehen auf eine Angabe Junkers (p. 172). — Dass hier ein Irrtum vorliegt, beweisen auch die inzwischen erschienenen amtlichen Publikationen der Sudân-Regierung.

Hier, in Wâd-Mêdani, löste ich meine Karawane auf und charterte eine Nil-Barke zur Hinabfahrt nach Chartûm. Der dortige Vertreter der Sudân-Regierung, Kapitän Roberts,

stellte eine solche, bemannt mit einem räs und 4 berberinischen Matrosen, zum Selbstkostenpreise der Regierung, mir zur Verfügung. Meine Maultiere, meine Zelte, meine Dienerschaft, ich selbst fanden bequem darauf Platz. —

Nur in den Regenmonaten, von Juni bis Oktober, wird dieser Blaue Nil von Dampfern befahren, welche dann den 685 Kilometer langen Weg von Chartûm bis Roseires, an der abessynischen Grenze, regelmässig zurücklegen; jetzt im März, wo der Wasserstand $\frac{1}{2}$ Meter nicht übersteigt, kann der schöne, und breite Strom nur mit flachlaufenden Barken befahren werden. Ich legte die 237 Kilometer lange Strecke von Wâd-Médani bis Chartûm in sieben Tagen zurück, indem wir des Nachts meist vor Anker gingen.

Nach den Anstrengungen des Karawanenlebens waren das wahrhaft erquickende, und für die geistige Arbeit förderliche, Tage.

Ich blieb Herr der Lage, konnte landen wo es mir gefiel, um vom Ufer zurückgezogene Siedelungen zu besuchen, deren sorgsame Kulturen zu durchwandern und einen Jagdzug zu veranstalten, wobei auch die, sehr zahlreich sich hier zeigenden, Krokodile nicht vergessen wurden.

In Chartûm stellte ich mich alsbald dem Gen. Gouverneur des Sudân, Sir Reginald Wingate, vor und wurde von ihm mehrfach auf das Freundlichste empfangen und eingeladen.

Es ist der berühmte Sieger von Umm-Debrikat, wo er, 14 Monate nach der Schlacht bei Omdurmân, den flüchtigen Chalifen Abdullahi einholte und schlug. Abdullahi gab sich hier, umgeben von seinen Emîren, in heroischer Weise den Tod.

Da das einzige Hôtel in Chartûm für die tägliche Verpflegung, pro Person, 30—40 Franks verlangt, so liess ich mein Zeltlager aufschlagen, zumal ich alles zu einem unabhängigen Leben Erforderliche, als Koch, Dienerschaft, Reittiere, Zelte bei mir führte. Und ich wählte für mein Zeltlager ein Palmenwäldchen, hart am Nil-Ufer, auf dem Westende der Stadt. Von hier aus hatte ich einen Weg von nur

30 Minuten nach dem benachbarten Omdurmân. Denn diese, noch immer von 50000 Sudânern bewohnte, Stadt hatte, als die ehemalige Zentrale des Mahdi-Reiches, ein weit grösseres Interesse, als Objekt meiner Studien, denn das seit 1898 aus seiner völligen Zertörung sich langsam erhebende Chartûm, welches einen durchaus modernen Anstrich annimmt. Zur Zeit ist es eine englische Beamtenstadt von ca. 7000 Einwohnern, zu welchen die nicht sehr angenehmen Griechen ein grosses Kontingent liefern.

Dagegen, Omdurmân steht noch ganz so da, wie es Abdullahi am 2. September 1898 verliess, mit des Chalifen Palast, dem Bet-el-mal, dem Quartiere der Bâgara und dem grossen Moscheeplatze, auf dem einst 70000 Beter, Schulter an Schulter gereiht, vor Allah sich neigten; daneben die Trümmer der, leider durch Kitchener nachträglich gesprengten Kubba, der Grabkapelle des ersten Mahdi. Und durch die Strassen von Omdurmân wogt noch immer jenes bunte Gemisch aller Abkömmlinge der Sudân-Stämme, wie sie die bewegte Woge der heissen Mahdia-Zeit hier zusammenwarf. In Omdurmân fand ich auch noch den würdigen Pater Ohrwalder, den gegenwärtigen Chef der Schilluk-Mission, bereit über seine mehrjährige Gefangenschaft unter Mohammed-Ahmed, sowie über des Mahdi Leben und Wirken, aus eigener Augenzeugenschaft, mir Auskunft zu geben. Damit bin ich zu dem Hauptthema dieses Abends gelangt:

„Die mohamedanische Bewegung im Sudân!“

Der Stifter und Hauptträger dieser Bewegung ist Mohammed-Ahmed-el-Mahdi, d. h. der Meister, mit dem Zusatze Chalifât-er-rasûl, d. h. der Nachfolger des Propheten.

Er ist der Mann, welchem es gelang, innerhalb 4 Jahren, in Siegen, Schlag auf Schlag, die seit 60 Jahren bestehenden Autoritäten aus dem Sudân hinwegzufegen, und damit ein Territorium von 2,700,000 □-Kilometern sich zu Füssen zu legen, sowie ein Reich zu gründen, welches, nach 16jähriger Dauer, nicht die Übermacht eines Feindes, sondern nur die

Unweisheit seines Nachfolgers zu Falle brachte. Denn, Sir Herbert Kitchener fand bereits einen entwurzelten Thron vor, als er am 2. September 1898 seine Kanonen vor der Seriba von Kèrri aufpflanzte.

Der Stifter jener Bewegung, welche mit einer Staatenbildung endigte, konnte kein gewöhnlicher Mensch; und ein Haupt, zu dem 18 Millionen voll wachsender Ehrfurcht aufschauten, konnte kein Charlatan sein.

Mohammed-Ahmed war der Sohn eines armen Schiffszimmermanns zu Dongola. Wie die meisten Leute dort, kannte er nicht genau Tag und Jahr seiner Geburt. Vermutlich war es das Jahr 1848. Den Unterricht in den Anfangsgründen der arabischen Sprache, sowie des Quorân erteilte ihm sein Vater. Denn die mohammedanische Familie ist weit mehr die Pflanzstätte religiöser Impulse und elementaren Erkennens, als bei uns.

Bei der geringen Entwicklung des öffentlichen Unterrichts im Oriente, ja bei dem Fehlen einer Hierarchie, fühlt jeder Familienvater in sich die Pflicht, solchen Mangel zu ersetzen, indem er selbst Priester und Lehrer seiner Kinder wird. Die Wurzeln der religiösen Energie des Islâm finde ich in dieser ersten Durchbildung des Familienlebens.

Der kleine Mohammed begleitete auf einer Wanderung nach Chartûm seinen Vater, der aber kurz vor der Erreichung seines Zieles, in Kèrri, starb. Hier, nach des Vaters Begräbnis, blieb der verwaiste Knabe, ohne nach Dongola zurückzukehren; und charakteristisch ist es, dass er nun, aus eigenem Triebe, in eine niedere Quorân-Schule hier eintrat, ohne irgend einen Familienanschluss.

Wer den Orient kennt, weiss, dass kleine, elternlose Kinder mit grosser Selbständigkeit, und ohne zu darben, dort ihr Leben zu fristen vermögen. Man hat einen bezeichnenden Ausdruck für sie, sie heissen „Askr-susa“. Oft habe ich diese kleinen Kameraden beobachtet, wie sie in milden Nächten in den Säulenhallen irgend einer Moschee, dicht aneinander gereiht, auf dem Steinboden schlafen. Bei ihrer Bedürfnis-

losigkeit nähren sie sich unschwer von den Brosamen, welche von der Reichen Tische fallen, zumal es religiöse Vorschrift für jeden mohammedanischen Haushalt ist, keine Speisereste für den kommenden Tag aufzuheben, sondern alles an die Armen zu verteilen. — Ein langes Hemde (tobe), eine rote Kappe (schechia), beides ausreichend zur Bekleidung, und lange vorhaltend, spendet irgend eine freundliche Hand; wie ja die Wohltätigkeitsvorschriften nicht blos auf den Blättern des Quorân stehen, sondern auch im grossen Umfange geübt werden.

Freilich nicht alle diese kleinen Vagabunden werden Heilige und Propheten.

Mohammed-Ahmed erwarb sich die Liebe seines Lehrers durch Fleiss und Frömmigkeit. Als er so weit gekommen war, dass er den arabischen Text der 114 Suren des Quorân auswendig konnte — (und das können sehr viele Moslimim, ohne darum für Gelehrte sich zu halten) — ging er nilabwärts nach der Stadt Berber zu dem weisen Mohammed-el-Cherr, um dort auch die Auslegung jener Suren zu studieren, zum Zwecke juridischer und theologischer Durchbildung. Hier auch zeichneten ihn aus gottesfürchtiger Wandel und grosser Studieneifer. —

Nach einigen Jahren theoretischer Durchbildung pilgerte er nach Chartûm, um die Askese zur Gelehrsamkeit zu fügen. Er wurde ein Derwisch, und trat ein in den, besonders strengen, Orden der Samania. Da indessen die mohammedanische Mönchsregel ein Zusammenwohnen ihrer Glieder nicht fordert, vielmehr begabte Genossen gerne als Reiseprediger entsandt werden, so wurde der begabte und redegewandte Mohammed Ahmed ein solcher. Sennaar, Kordofân, Dâr-Fôr durchzog er; wurde selbst bekannt, und erwarb ausgebreitete Kenntnis über Land und Leute, sah die Willkür, die Korruption, die Erpressung der verrotteten, ägyptischen Päscha-Wirtschaft. Als Sohn des Volkes lernte er fühlen mit dem, in unerhörter Weise geknechteten, Volke, welches nach Erlösung schrie.

Doch die Stunde war noch ferne! —

Mohammed, ein Mann, in dem nun zur geistigen Überlegenheit praktische Erfahrung sich gesellte, zog sich als Einsiedler zurück nach Aba, einer geräumigen, waldreichen Insel, umschlungen von den Armen des weissen Nils, auf der Grenze beider Provinzen Sennaar und Kordofân, etwa unter dem 13. Grad nördlicher Breite, also im Herzen des Sudân. Hier lebte er nun Jahre lang das denkbar stillste und einfachste Leben, für seinen eigenen Bedarf den Boden bestellend. Zu ihm gesellten sich zwei Brüder, welche, folgend dem Handwerk ihres Vaters, Nilbarken aus Akazienholz zimmerten. Das sah nun alles ganz einfach aus, und hatte nichts gemein, weder mit angestrebtem Schlachtenruhmeh noch mit beabsichtigter Staatslenkung.

Die Einsamkeit war von jeher ein fruchtbarer Schoss für grosse Pläne und führende Geister. Durch Mohammeds Seele wogte eine Welt, in der Einsamkeit hier sollte sie Gestalt finden. Wir besitzen aus seiner späteren Chalifenzeit Flugblätter, welche seine Boten durch den Sudân trugen. Sie werfen ein Licht auf den Inhalt dieser einsamen Stunden. Darin heisst es:

„Ich empfang Offenbarungen Gottes nicht im Zustande der Extase, oder des Traeumens, sondern wachend und mit abgeklaerter Seele. Mir nahete Gott selber, indem er sprach: „Du bist geboren aus dem Lichtstrahl meines innersten Herzens! Gehe, reformiere die Moslimim und gründe das Reich, dem der ewige Friede folgen wird.“ — Dann trat zu mir der Prophet, legte ein Schwert in meine Hand und sprach: „Mit diesem Schwerte wirst du siegen; denn Azrael, der Engel des Todes, sein leuchtend Banner in der Rechten, wird dir voranschreiten, und Schrecken wird fallen auf deine Feinde!“ —

Die subjektive Wahrheit dieser Mitteilungen wage ich nicht zu bestreiten; denn Mohammed-Ahmed hat bis an sein Lebensende den Glauben an seine göttliche Sendung sich bewahrt. Allein, wie steht es mit deren objektiven Richtig-

keit? — Sind solche Jnspirationen denkbar? — Gott, der den Menschen schuf und ihn geistig begabte, besitzt doch ohne Zweifel den offenen Weg, sich jedem Wesen, und nicht bloß im Rahmen der in der Welt geoffenbarten Weisheit, sondern auch, in unmittelbarer Weise, mitzuteilen. So behauptet auch Paulus, entrückt worden zu sein bis in den 3. Himmel, um dort zu hören unaussprechliche Worte. Und Gôtama, der Stifter des Buddhismus, versichert unter jenem Asvattha-baum die Befehle Gottes empfangen zu haben! Inspirationen sind ebenso denkbar, wie notwendig, für den frischen Entwicklungsgang der Welt. Man kann sich das Auftreten tief einschneidender Geister, wie eines Luther, Goethe, Bismarck garnicht vorstellen ohne einen direkten Anstoss von oben; nur dass dieser Impuls, mehr oder weniger deutlich, in das subjektive Empfindungsleben eintritt. Dazu kommt bei dem Orientalen der starke religiöse Trieb, wie Goethe in seinem Divan von ihnen treffend sagt: „Der Glaube weit, eng der Gedanke!“ — und der hohe Schwung ihrer Phantasie.

Der Einsiedler von Aba besass eine bezaubernde Persönlichkeit. Als Abdullahi, sein späterer Nachfolger im Chalifenamte, aus dem fernen Dâr-Fôr, nur mit einem Wasserschlauche und einem Säckchen Durra, auf einem kleinen Esel, zu ihm kam, da war er von dem Anblick dieses Mannes wie gefangen:

„Wie ich in sein Angesicht schaute, vergass ich
„alle überstandenen Leiden. Ich sah nur auf ihn, hoerte
„nur auf seine Worte und musste allen meinen Mut auf-
„bieten, um, nach langem Zaudern, ihn anzusprechen!“*)

Der Ruf von Mohammeds Heiligkeit wuchs ins Weite. Pilger aus allen Orten strömten herbei, siedelten in seiner Nähe sich an. Es bildete sich eine Gemeinde. Selbst die Dampfer der Regierung passierten nicht die Insel, ohne anzuhalten, damit die Besatzung, knieend, den Segen des frommen Derwisch erhalte. Das ganze Gesire, die Stämme des weiten

*) Nach einer Mitteilung Abdullahis an Slatin; pag. 122 ff. „Feuer und Schwert im Sudân“; Leipzig 1896. —

fruchtbaren Gebietes, zwischen dem Blauen und dem Weissen Nile, begannen zu ihm zu pilgern, um dem erleuchteten Manne zu huldigen. Diese Bewegung nahm, durch das Anschwellen so starker Menschenmassen, einen politischen Charakter an.

Abd-el-Rauf-pâcha, damaliger Gen. Gouverneur des Sudân, ein Renegat, unfähig, den Herzschlag dieser Bewegung zu erfassen, beging die Ungeschicklichkeit, den Propheten zu beleidigen. Er schickte einen Hauptmann zu ihm mit dem barschen Befehle: „Mohammed habe sofort in Chartûm vor dem stellvertretenden Landesherrn zu erscheinen, um sich zu rechtfertigen.“ Voll Würde gab Mohammed zur Antwort: „Nie werde ich Chartûm betreten, um mich zu rechtfertigen!“ Er hat sein Wort gehalten. Denn, als er Chartûm betrat, am 27. Januar 1885, lag Chartûm vor seinen Füßen in Trümmern, und von der ägyptischen Pâcha-Herrlichkeit war nicht mehr eine Spur vorhanden. Darauf entsandte Rauf-pâcha 2 Dampfer, bemannt mit 300 Soldaten, und dem Auftrage, Mohammed-Ahmed in Ketten nach Chartûm zu führen. Sämtliche 300 Mann, kaum gelandet, wurden, samt ihren Offizieren, von des Propheten Anhängern überfallen und niedergemacht. Nur die nackten Schiffe entkamen. Damit war das erste, unheilvolle Blut geflossen, und durch die Regierung selbst war der Streit dem Katheder entrückt und auf das Schlachtfeld gelegt.

Auf beiden Seiten begannen nun die Rüstungen. Der Einsiedler von Aba gab die nicht mehr der Sachlage entsprechende Rolle der Kontemplation auf, sowie die strategisch unhaltbare Stellung auf einer Insel. Er betrat das Westufer des Weissen Nils in Kordofân, um die Bevölkerung auch dieser Stromseite zu gewinnen. Im langen Zuge folgten seine Schüler nach, sowie einzelne Stämme der Gezîre. Es liess sich an, wie der Auszug der Kinder Israel aus Ägyptenland. Und Mohammed-Ahmed versäumte es nicht, seine gegenwärtige Zwangslage in Vergleich zu stellen mit des Propheten Flucht aus Mekka nach Medîna (der Hedjîra am 28. Juni 622). Seine

eigene Würde, sowie der Mut seiner Anhänger, hob sich durch diesen Vergleich.

Uns sesshafte Nordländer mutet seltsam an das Hinrollen solch eines Wanderstromes; nicht so den an Karawanenzüge und Nomadenleben gewohnten Orientalen.

Ziel ihrer Wanderung war das im Süden von Kordofan gelegene Bergland: Djebel Gedir. In der Mitte zwischen El-Obeid und Fashoda, etwa in der Grösse unseres Harzgebirges. —

Rauf-pâcha war in Chartûm abgelöst worden durch Giegler-pâcha, ebenfalls einen Renegaten. Auch dieser Gen. Gouverneur beging den Fehler seines Vorgängers. Er verkannte den schweren Ernst der Bewegung, die sich vielleicht, in diesen ersten Anfängen, noch hätte bemeistern lassen; er behandelte das Ganze wie eine lächerliche Komödie. Ein Beobachtungskorps wurde von ihm entsandt, 4 Kompagnien. Diese folgten dem Wanderzuge, ohne denselben anzugreifen. Die Derwische erreichten ungehindert ihren Bergungsort.

Hier liegt eine sehr wichtige Etappe für die ganze Bewegung der Mahdia.

Mohammed-Ahmed wusste genau, nicht mehr vom Schall des Wortes, sondern vom Klange des Eisens, hing jetzt die Entscheidung ab. Er kannte der ihn umgebenden Scharen starken religiösen Trieb, sowie ihre kriegerische Anlage! — Doch Anlage ohne Schulung, was bedeutet sie auf dem Schlachtfelde? Um Organisation und um Übung handelt es sich hier! — Dazu gehörten Ruhe und Zeit! — Beides fand er unter dem Schutze jener Berge! —

Wie einst Israel, flüchtend aus Ägyptenland, mit der Aufgabe, ein Land zu erobern und darin das beherrschende Volk zu sein, unter der Führung des weisen Moses, vor allem den Schutz des Sinai-Ring-Gebirges aufsuchte, um dort 11 Monate lang sich zu organisieren, und militärisch zu stärken zum Vorstoss gegen Kanaan: so auch die Derwische hier, unter der Führung von Mohamed-Ahmed. Er liess seine Leute

hier militärisch drillen, stärkte in ihnen das Selbstgefühl und gab ihnen dann eine grosse, leitende Idee.

Er teilte jetzt allen mit, was bisher ein Geheimnis nur weniger gewesen war, dass er als den von Gott gesandten Mahdi sich fühle und gewillt sei die Fahne des heiligen Krieges zu entrollen. Er versprach ihnen den Schutz des Höchsten. Gleich die jüngste Erfahrung, dass die Regierungstruppen auf dem Marsche sie nicht angegriffen hätten, deutete er aus als eine, in ihre Herzen von Gott gesenkte, Furcht!

Die Hoffnung, dass gegen Ende der Tage ein von Gott gesandter Reformator auftreten werde, um den Islâm von fremden Einflüssen zu reinigen und seine Anhänger zu grossen Siegen zu führen, ist eine alte Überlieferung des mohammedanischen Orients.

Jene innere Vertiefung und soldatische Vorbereitung vollzog sich hinter dem Schutz dieser Berge des Djebel-Gedir. Ein ungeordneter Haufe, hatten sie jenes Gebiet betreten, militärisch geschlossen und mutentflammt traten sie heraus.

Der Erste, welcher diese Veränderungen spüren musste, war Raschîd-bey, der Mudîr von Fashoda. Er wurde im offenen Felde von den Derwischen geschlagen, und mit allen seinen Leuten niedergemacht.

Nun konnten die Machthaber in Chartûm den Ernst der Lage nicht mehr verkennen. In Hast warf man 4000 Mann nach Kordofân unter dem Befehl des Jussûf-pâcha-el-Schellali. Der war ein erprobter Feldherr. Unter dem tatkräftigen Gessi hatte er einst in Dâr-Fôr, in dem Kriege gegen Zubêr-pâcha-Râchama sich Lorbeeren verdient. Und zu ihm stiess ausserdem, von El-Obeïd kommend, der schneidige Reitergeneral Abdullahi-Dafallah mit 2000 Mann. In Kaua, am Westufer des Weissen Nils, etwas nördlich von Aba, sollte die Vereinigung erfolgen; so vereint, wollten diese 6000 Mann die, in nördlicher Richtung auf El-Obeïd zu, marschierenden Derwische in der rechten Flanke fassen.

Es war im Juni des Jahres 1882.

Waren die bisherigen Kämpfe lediglich Scharmützel gewesen, hier galt es eine Schlacht. Und niemand zweifelte wohl an dem Siege des Jussûf-pâcha. Welch eine Ungleichheit schon in der Bewaffnung! — Die Derwische besaßen kein einziges modernes Feuegewehr, sondern nur Schilde, Schwerter, Speere, 2 kürzere zum Wurf und einen längeren zum Nahkampf; dazu nichts an Artillerie. Dagegen die 6000 Mann Regierungstruppen waren mit alle dem auf das Beste versehen. Gewiss, die Kopffzahl abgerechnet, galt es hier einen höchst ungleichen Kampf! —

Und doch! — Das Unerwartete trat ein. Der Sieg fiel den Rebellen zu! — Die Regenzeit war eingetreten. Das Land lag da wie ein grosser Sumpf. Ermüdet und durchnässt hatten die ägyptischen Bataillone ein Biwak bezogen, mit schlecht ausgestellten Vorposten. Stockfinster war die Nacht. Da, beim ersten Morgengrauen, zeigen sich die weissen Linien der Derwische am Horizonte. Unbemerkt rücken sie ans Lager. Geschmeidig wie die Katzen, blutdürstig wie die Tiger, dringen sie ein. Die Führer der Überfallenen springen im Nachtkleide aus ihren Zelten. Es kommt zum Handgemenge, zum Gemetzel, wo nicht mehr das überlegene Feuerrohr entscheidet, sondern der Lanzenstich, das Messer und der Dolch. Das Resultat des Tages ist: Alle 6000 Mann liegen erschlagen auf der Wahlstatt, bis auf 140, welche zurückkehren nach Chartûm, um die Hiobspost zu melden.

Die Folgen dieses Sieges waren ganz unberechenbare. Zunächst die materiellen! Geld und Pferde, Zelte und Proviant, sämtliche Transportmittel, und vor allem die bisher fehlenden Gewehre und Kanonen, nebst reicher Munition, alles das fiel den Derwischen in die Hände.

Nun vollends die moralischen Folgen! — Die Steigerung des Selbstgefühls bei den kämpfenden Derwischen nach solch einem Siege! — Hatte Mohammed-Ahmed nicht recht gehabt, wenn er sich den Abgesandten Gottes nannte? — Wie sprach dieser Erfolg für ihn! — Und dann die Wirkung nach aussen! Hatten bisher nur kleinere Leute und das lose Volk, welches

nicht viel zu verlieren hat, zu Mohammed-Ahmed sich gefunden, jetzt suchten auch die Reicheren, die Grund- und Herdenbesitzer, die Grosskaufleute und die Schêchs Fühlung mit ihm. Diese moralischen Folgen, wie überboten sie doch weit jene materiellen! —

Der Weg nach El-Obeïd, der Hauptstadt von Kordofân, lag jetzt unverkürzt ihnen offen! —

In Kairo hatte man den grossen Fehler begangen, unter dem Druck des Kabinetts von St. James, die Sklaverei im Sudân, als eine Institution, ohne alle vermittelnden Übergänge abzuschaffen. Durch einen leichtgeführten Federstrich hatte man, im Jahre 1877, 60000 im Privatdienste im Sudân stehende Sklaven in Freiheit gesetzt, ohne sich zuvor die Frage beantwortet zu haben: „Wohin nun mit diesen Tausenden los und locker gewordenen Volkes?“ Wie sind dieselben, als freie Glieder, in den vorhandenen Organismus der Gesellschaft einzuschalten? Nicht zu gedenken der Erbitterung der Arbeitgeber, welchen man, ohne irgend welche Entschädigung, die Knechte entriss und ihre Betriebe lahm legte.

Es ist klar, dass diese mit grossem Leichtsinne angefasste, mehr wirtschaftliche, als ethische, Frage neben der vorhergegangenen, das Land ausbeutenden, Raubsucht der Pchas am allermeisten dazu beigetragen hat, die Bewegung der Mahdia zu stärken. Denn die Mehrzahl dieser befreiten Sklaven sammelte sich nun, Abenteuer und Halt suchend, unter den siegherbesenden Fahnen des Mohammed-Ahmed.

Am 7. Juni 1882 war Jussûf-pâcha vernichtet worden, und am Anfange des September langten die Spitzen des siegreichen Heeres vor El-Obeïd an. Man fand die Stadt gut befestigt, auf lange verproviantiert, und befehligt von dem energischen Gouverneur der Provinz, Mohammed-pâcha-el-Sâid.

Der erste Sturm misslang. Doch der Mahdi hatte Zeit zum Abwarten. Er schonte seine Leute. 2000 Mann, von dem neuen General-Gouverneur Abd-el-Kadr zum Ersatz der bedrohten Stadt abgeschickt, und von Norden her anrückend,

fingen die Derwische auf und zerrieben sie bis auf 200 Mann. Es war nun klar, in absehbarer Zeit war von Chartûm aus keine Verstärkung mehr zu erwarten. Daher begnügte sich Mohammed-Ahmed, El-Obeïd von allen Seiten einzuschliessen, die Zufuhr abzuschneiden und dem Hunger das Werk zu überlassen. Er versagte nicht! Drei Monate und 10 Tage hielt die Besatzung aus, unter sich steigenden Qualen. Die Ledergurte der Angarêb wurden zur Speise. Leichen Verhungertes deckten die Gassen. Da stieg, am 18. Januar 1883, die weisse Fahne am Minaret der belagerten Stadt in die Höhe. Der Kommandant bat um freien Abzug. Und Mohammed-Ahmed, bei welchem Grossmut ein Charakterzug war, verzieh, obwohl er schwere Ursache hatte, zu zürnen. Denn zwei seiner Abgesandten waren erst vor kurzem in Mitten der belagerten Stadt ganz völkerrechtswidrig aufgeknüpft worden. Sein Bescheid lautete: „Weder du, noch deine Offiziere, noch deine Leute haben etwas von mir zu fürchten, vorausgesetzt, dass ihr Treue schwöret und haltet!“ —

El-Obeïd wurde besetzt, aber nicht Hauptquartier; die Heersäulen schoben sich vor nach Râhat.

Die politische Wirkung dieses Sieges war der Erwerb zweier Provinzen. Ausser dem Gezîre, der Kornkammer des Sudân, hier das an Gummy so reiche Kordofân. Militärisch wurde das Heer des Mahdi auf eine höhere Stufe gehoben durch das auch hier erbeutete starke Kriegsmaterial an Krupps, an Remingtons, nebst vieler Munition, sowie besseren Hieb- und Stich-Waffen. Dazu kam die wachsende Begeisterung! Wenn das Rauschen in den Baumwipfeln der Phantasie die Nähe des helfenden Gottes anzeigte, und der Erfolg diese Vorstellung besiegelte. Denn nichts stärkt uns Menschen das Herz so sehr, als wie das Gefühl von dem Segen, welcher sich legt auf die Werke unserer Hände! — Und nun die **Persönlichkeit** des Mahdi! — Wer durfte wohl im Angesicht dieser eroberten Fahnen, dieser erbeuteten Geschütze, dieser zertretenen Heere und Städte es ihm bestreiten, dass er der Abgesandte des Höchsten sei?

Der Mahdi war eine stattliche Erscheinung: Hoch und breitschulterig; darüber ein edelgeformter Kopf, das Antlitz leuchtend in dem Ausdruck einer meist freundlichen Milde. Wenn er lächelte, so legten, in dem braunen Gesicht, sich bloß zwei Reihen blendend weisser Zähne. Zwischen den beiden oberen Mittelzähnen bemerkte man eine Lücke, im Sudân ein Schönheitsmal und zugleich ein Glück verkündendes Zeichen. Er trug sich ausschliesslich weiss und hielt auf tadellos saubere Gewandung. Von ihm ging aus ein leichter Duft von Rosen, deren Öl er sehr liebte, und die Frauen sprachen gerne von einem rîcha-el-Mahdi, dem Weihrauch des Propheten. Wenn er ging, warf sich das Volk vor ihm auf die Kniee; man sammelte den Staub, welchen seine Sohlen traten und man stritt um den Besitz des von ihm gebrauchten Waschwassers; kurz man huldigte ihm bereits wie einem überirdischen Wesen.

Mitten in dem Kriegslärm bestieg der Mahdi mehrmals am Tage die Kanzel, um zu seinem Volke zu reden. Es waren oft strenge Worte, die Worte eines Busspredigers. Den Frauen verbot er das Tragen von Gold- und Silber-Schmuck, den Männern die Schmausereien, sowie alle be- rauschenden Getränke, als Dattel- und Palmen-Wein; selbst die Merissa, ein leichtes Bier aus Durra gebraut. Zu diesem strengen Worte fügte er aber auch die Zucht gegen sich selbst, denn seine Ernährung bestand nur aus Datteln und Kamelmilch. Nicht liebte er es, irgend jemand rauchen zu sehen. Im Hinweis auf die Vergänglichkeit aller Erdengüter verlangte er von seinen Anhängern Ernst, Selbstbeherrschung und Einfachheit. Gütergemeinschaft war sein sozialer Grund- satz. Daher bezogen weder die Offiziere noch die Soldaten einen Sold, sondern allen wurde verabreicht nur Wohnung, Kleidung, Verpflegung. Er für sich lehnte jeden Privatbesitz ab. Als aus der reichen Beute von El-Obeïd ihm auch eine Kiste, gefüllt mit 7000 Goldstücken, vor die Füsse gestellt wurde, eignete er nicht ein einziges Goldstück sich an, sondern überwies alles dem bet-el-mâl, dem Staatsschatze, zur Deckung

der Bedürfnisse aller. Welch einen Gegensatz bildete dieses zu der schamlosen Erpressungs- und Bereicherungspolitik der Pächas der Regierung, unter deren Joch der Sudân 60 Jahre lang geseufzt hatte. — Um dieser Einfachheit willen gab man dem Mahdi den Ehrentitel „El-Sâhed“, d. h. Der Entsagende!

Diese täglichen Predigten des Mahdi wurden von Tausenden mit lautloser Andacht gehört und am Schluss mit dem begeisterten Zurufe beantwortet: „Wir trinken aus dem Brunnen deiner Beredsamkeit!“

Indem so innere Erweckung mit äusseren Erfolgen Hand in Hand ging, schoben sich die Heersäulen weiter nach Chartûm vor.

Und jeder Tag brachte dem Mahdi den Zuzug neuer Scharen. Denn je mehr die Machtmittel der Regierung im Sudân zerbröckelten, um so mehr wuchs die Überzeugung im Lande, dass der Mahdi, inmitten dieses allgemeinen Zusammenbruchs, die rettende Arche sei; und die Leute befestigten sich in der Zuversicht, sich selbst zu nützen, indem sie ihm ihre Dienste anboten. Denn dieses ist das Geheimnis aller Herrschererfolge, in dem Beherrschten die Überzeugung wach zu rufen, er werde seine eigenen Zwecke unter der Hand eben dieses Gebieters am sichersten erreichen! —

In Kairo war man durch diese Vorgänge auf das Äusserste betroffen. Wie falsch waren doch jene leichtfertigen Berichte aus Chartûm gewesen, welche von einer „Komödie“ sprachen. Man sah es ein, es war durchaus nötig, das verloren gegangene Prestige durch einen eklatanten Sieg zu retten.

Doch der Chedive arbeitete zur Zeit selbst in Ägypten nur mit gebundenen Händen.

Die kraftvollen Zeiten eines Mohammed-Aly und seines tapferen natürlichen Sohnes, Ibrahim-pâcha, waren längst vorüber. Eine durch europäische Einflüsse falsch geleitete Politik hatte Ismael-pâcha zum Verschwender gemacht. Abgesetzt, hinterliess er das Land mit einer Staatsschuld von 89 Millionen Pfund und eine Bevölkerung, erbittert über die Bevorzugung

europäischer Eindringlinge. Der, aus dieser tiefen Verstimmung des Volkes sich erhebende, Militäraufstand unter Führung Ahmed-pâcha-el-Arabi hatte vollends England die langgesuchte Gelegenheit gebracht, in Ägypten sich festzusetzen. Das Kabinet von St. James begann jetzt, unter dem vielgewandten Lord Cromer, die Politik zu bestimmen, ausser für Ägypten auch für den Sudân.

Gewiss, ein eklatanter Sieg war am oberen Nile erforderlich, und auch wohl kaum zweifelhaft, falls nur ein englischer General sich an die Spitze des Unternehmens stellte. Es wurde dazu ausersehen Hicks, einst in Indien bedienstet. Er zog nilaufwärts mit 10000 Mann Infanterie, 2000 Mann Kavallerie, 42 Kanonen und einem Tross von 7000 Kamelen. Sein Unterfeldherr war der Ägypter Allah-ed-din, der neuernannte General-Gouverneur für den Sudân. Indessen durch diese doppelte Spitze spaltete sich die Einigkeit des Offizier-Korps, indem die europäischen Offiziere zu Hicks, die ägyptischen zu Allah-ed-din sich hielten. Unter beständigen Friktionen kleinlicher Etiquettenfragen, wie in wichtigen Dingen der Heeresleitung, rückte man vor.

In El-Duêm, 200 Kilometer südlich von Chartûm, stand das Heer im Oktober 1883, und trat von dem Uferplatze aus in westlicher Richtung den Marsch in das Innere an. Die Gegend ist Steppe, bestanden mit oft zwei Meter hohem, dichtem Grase, durchsetzt von Baumgruppen. Brunnen sind selten und nicht jedem bekannt. Die regenlosen Monate hatten bereits begonnen, alle Flussbetten lagen trocken. In der Hauptsache also war der Durstende angewiesen auf das Grundwasser jener trockenen Flussbetten, oder auf hier und da sich findende Regenteiche. Doch gehörte zur Benutzung dieser Hilfsquellen eine gründliche Ortskenntnis. Wie sollte Hicks, dieser völlige Neuling im Sudân, sie besitzen? — Das führte zu falschen Kommandos. Und die falschen Kommandos brachten neue Verlegenheiten. Bei dem fehlenden Wasser nahmen die Leute Bleikugeln in den Mund, um durch diese Kühlung den Gaumen zu täuschen. Zu der entstandenen

körperlichen Schwächung gesellte sich eine, mit jedem Tage sich steigernde, Lockerung der Disziplin.

Über diese verzweifelte Lage des Heeres war der Mahdi, welcher 60 Kilometer südöstlich von El-Obeid, in Birket, stand, genau unterrichtet. Seine Spione, durch das hohe Gras gedeckt, umschlichen es seit vielen Tagen. Da erfolgte der Angriff in dem dornigen Buschwalde bei Kaschgil, und er endete mit der Hinschlachtung der ganzen Armee. Der flüchtende englische Oberst Coetlogon, fast der einzige, welcher sich rettete, meldete drei Wochen später in Chartûm anlangend, lakonisch: „Hicks is finished!“ —

Es war das den 4. November 1883!

Auch zwei deutsche Offiziere kamen dort um, der Major von Seckendorf und der Stabsarzt Rosenberg. Wiederum zeigte es sich deutlich, mit welcher enormen Schwierigkeiten eine europäische Kriegführung in jenen fernen Gegenden zu rechnen hat. Hauptsächlich liegen sie in der Verpflegung einer an Bedürfnissen reichen Truppe. Die Armee des Hicks wurde überwunden mehr durch den ausbrechenden Hunger und Durst, als durch das Schwert der Feinde.

Die politische Frucht dieses Sieges war der Erwerb weiterer zweier Provinzen des Sudân. Die Gouverneure, der Engländer Lupton in der Bahr-el-Ghasal-Provinz und der Österreicher Slatin in Dâr-Fôr, jetzt von dem leitenden Zentrum abgeschnitten, übergaben beide freiwillig ihr Gebiet; nur unser Landsmann, der tapfere Emîn-pâcha, hat seine Äquatorial-Provinz noch 6 Jahre lang gehalten, bis zum April 1889, wo der hochmütige Stanley ihn dort mehr fortdrängte, als befreite.

Das hier bei Kaschgil erbeutete Kriegsmaterial war wieder ganz enorm und die Macht, wie das Ansehen des Mahdi erreichten eine solche Höhe, dass Gordon den charakteristischen Ausspruch tat: „Wenn ich der Mahdi waere, so wuerde ich ganz Europa auslachen!“ —

Der Chedive hatte jetzt die letzte Armee verloren, welche er den Derwischen entgegensetzen konnte, und von England kam der dringende Rat an ihn, den Sudân völlig aufzugeben.

Diese neue Wendung der Dinge führte zu der Entsendung Gordons, dem die schwere Aufgabe zufiel, diese Räumung vorzunehmen, d. h. alles Kriegsmaterial, alle Kassen, alle ägyptischen Soldaten und Zivilbeamten aus Chartûm, und wo möglich auch aus den übrigen Militärstationen, als Sennaar, Kassala etc. nach Wâdi-Halfa zu retten. Im Ganzen mochten das 40—50000 Seelen sein.

Gordon unterzog sich in grossmütigster Gefälligkeit dieser schweren Pflicht, denn ihm lagen zur Zeit ganz andere Anerbietungen vor. Der König der Belgier hatte den dringenden Wunsch, ihn als General-Gouverneur des neuen Kongo-Staates zu gewinnen.

Dennoch kam er! — Und mit wie ärmlichen Mitteln ausgestattet, traf er am 13. Februar 1884 in Chartûm ein, ohne Heer, ohne Geld, nur von einem Adjutanten, Oberst Stewart, begleitet.

Ich muss es mir versagen, hier genauer auf das Drama einzugehen, welches, geknüpft an den edlen Namen Gordons, in den kommenden peinvollen Monaten in Chartûm sich abspielt. Sie finden das aktenmässig und ohne alle Verschleierung dargestellt in meinem Buche: „Erythräa und der ägyptische Sudân“, welches soeben hier bei Dietrich Reimer erschienen ist.

In grossen Zügen nur kann ich das Ende hinstellen.

Bereits einen Monat nach Gordons Eintreffen, im März, wurde Chartûm von den Derwischen eingeschlossen. Auf seiner Landseite, in einer Länge von 12 Kilometern, umfassten es 5 befestigte Lager, jedes belegt mit 3—6000 Mann. Und der Stadt gegenüber, auf der Ostseite des Blauen Nils, waren starke Batterien aufgeföhren, welche über den Fluss hinweg die Stadt beschossen. Rund 3 Millionen Schüsse haben wir auf die Araber abgegeben und reichlich eben so viele empfangen, schreibt Gordon, am 29. Oktober, in sein Tagebuch. Die Belagerung dauerte aber bis zum 26. Januar 1885, volle 318 Tage, unter unsäglichen Gefahren und Entbehrungen.

In London war man wenig erfreut über Gordons Bleiben in Chartûm. Man teilte durchaus nicht die feinfühltge Auffassung des Generals, mit der er sein persönliches Los, in so zäher Weise, knüpfte an das jener farbigen Bevölkerung in der umzingelten Stadt. Man hätte es sicher gerne gesehen, wenn er, ausser Stande jene Leute zurückzuführen, sich selbst wenigstens zurückgezogen hätte. Lag doch die Nil-Linie noch frei und Dampfer standen zu seiner Verfügung. — Dass Gordon dieses mit aller Bestimmtheit als unmännlich und als unchristlich ablehnte, verdross. Man liess ihn innerlich fallen. Und, nur dem Druck der öffentlichen Meinung weichend, geschah es, dass ein Befreiungskorps hinauszog. In lässigstem Tempo erfolgte der Anmarsch. Am 15. August 1884 von Kairo aufgebrochen, stand die Truppe, nach vollen 5 Monaten, erst bei El-Metämmeh, 100 Kilometer nördlich von Chartûm; das macht eine Marschleistung von 5 Kilometern den Tag, so dass Gordon auf das letzte seiner Tagebuchblätter die Worte einträgt: „Ich bin nun überzeugt von der „unwillingness to help!“ —

Am Sonntag Abende, den 25. Januar 1885, setzte der Mahdi über den Weissen Nil, ritt die Belagerungslinie hinab, sprach die Truppen an und erteilte ihnen seinen Segen. Es war alles für einen Sturm in der nächstfolgenden Nacht vorbereitet. Und am Montage, in frühester Morgenstunde, drangen die Derwische, Schwerter in den Händen, auf der am wenigsten geschützten Westseite, da, wo die Verschanzungen zusammenstiessen mit dem Wasserspiegel des Weissen Nils, in Chartûm ein.

Moralische Erschlaffung, welche so oft die Gefährtin der Hoffnungslosigkeit wird, körperliche Entkräftung, gesteigert durch den Hunger, und vor allem die Sorglosigkeit der ägyptischen Offiziere, welche Gordon so oft zu scharfem Rügen Anlass gibt — (er meint in seinem trockenen Humor, es mache wohl die trockene Luft, dass alle Befehle hier so schnell verdunsten) — alles das machte jenen Überfall möglich. Die Truppen der Verteidigungslinie sahen sich umgangen

und streckten das Gewehr. Die Derwische durchstürmten die Strassen hinauf zum Regierungspalast. Die Dienerschaft im Erdgeschoss lag bereits in ihrem Blute, als Gordon erwacht. Er trat im Nachtkleide an den oberen Rand der Gartentreppe. Der erste Angreifer, welcher die Stufen hinanspringt, stösst seinen Speer dem General in den Leib. Gordon fällt mit dem Gesicht lautlos vorne über. Man zerzt seinen Körper in den Garten hinab und trennt hier den Kopf vom Rumpfe.

Drei Tage später, den 28. Januar, ertönen Kanonenschüsse von der Nordspitze der Insel Tuti. Es nahen zwei Dampfer, besetzt mit englischen Truppen, unter Kommando des Generals Wilson.

Endlich die Spitze des Befreiungskorps! — Die Schiffe werden von heftigen Salven der Derwische empfangen. Als Wilson hier durch sein Fernrohr beobachtet hatte, dass Gordons Flagge nicht mehr auf dem Regierungspalaste zu Chartûm wehe, lässt er das Steuerruder umlegen, und ohne einen Schwertstreich kehren die zwei Dampfer zurück. Gordons Haupt blieb also unbestritten in den Händen der Feinde.

Dem Mahdi ward es überbracht, und er betrachtete diesen Kopf mit teilnehmendem Ernste. Die Gesichtszüge trugen, noch im Tode, den Ausdruck jenes Friedens, welcher ausgereiften Charakteren eigen ist. Die blauen Augen waren halb geschlossen. Das Haupthaar und der kleine Backenbart in all den Tagen der Not fast weiss geworden. Mohammed-Ahmed beklagte des Generals Tod. Er hätte ihn gerne lebend gesehen, um eine Bekehrung an ihm zu versuchen und dann ihn auszuwechseln gegen Arabi-pâcha, der damals, in den Händen der Engländer, auf Ceylon lebte.

Volle 13 Jahre sollten nun vergehen, ehe an dieser Stelle wieder englische Soldaten erschienen. So gross war doch der Respekt, welchen des Mahdi Name und der Derwische Tapferkeit einflössten.

Mohammed-Ahmed war jetzt unbestritten der Herr in dem ganzen ägyptischen Sudân. Denn zu dem bisherigen Besitz kamen noch die drei Provinzen Tö-Kâr, Berber und Dongola.

Nach kurzen drei Jahren, in denen wie Gewitterschläge Sieg auf Sieg sich folgten, war er vom harmlosen Wanderprediger zu einem Fürsten geworden, und in seiner Armee hatten sich, unter seiner führenden Hand, jene Viehzüchter und Ackerknechte, Kameltreiber und Mönche zu gefürchteten Soldaten ausgebildet. 18 Millionen Seelen, auf einem Gebiete von 2700000 qkm, waren seine Untertanen geworden.

Hier fand die Bewegung ihren Stillstand. Und es traten an den Herrscher andere Pflichten. Er sollte nun zeigen, wie man der inneren Aufgaben ein Herr werden könnte.

Die Frucht jener Siege war der Erwerb eines Staates; mit seinem Besitz traten an den Eroberer staatsmännische Pflichten.

Mohammed ernannte zuvörderst drei hervorragende Männer seiner Umgebung zu Chalifen, welche im Frieden seine Räte, im Kriege seine Marschälle sein sollten, zugleich mit dem Rechte der Nachfolge, und zwar in folgender Rangordnung: Abdullahi-ben-Mohammed, dann Mohammed-es-Scharif, endlich Aly-valad-Helû. Jeder von ihnen empfing das Recht, fortan sein eigenes Banner zu führen: Schwarz: Abdullahi; rot: Mohammed; grün: Aly.

Die Staatseinnahmen hatten bisher bestanden nur in der gemachten Beute. Jetzt wurde angeordnet der Zehnte, erhoben von den nicht Waffen tragenden Leuten; dazu kamen die Strafgelder Verurteilter, als überführter Raucher, Trinker, Spieler. Auch liess der Mahdi zum Zeichen seiner Souveränität aus dem reichen Vorrat erbeuteter Edelmetalle Münzen schlagen in Kupfer, Silber, Gold, deren einzelne, als seltene, Stücke, noch heute in Omdurmân sich finden.

In allem tat sich kund ein Geist der Mässigung, Weisheit und Uneigennützigkeit, der, hätte er sich auswirken können, die Geschieke im Sudân anders bestimmt hätte.

Nun aber, ganz überraschend, erkrankte Mohammed-Ahmed 5 Monate nach Chartûms Fall, am Typhus, und am siebenten Tage hauchte er sein Leben aus. Auf einem schlichten Angarêb, in einem schmucklosen roten Backsteinzimmer, zu Omdurmân

lag der Tote. Die Aschráf, die Edlen des Volkes, und Sidinna-el-Aischa, des Mahdi Lieblingsgattin, umstanden sein Lager. Sein letztes Wort war der Befehl an die Umstehenden, Abdullahi, als seinem Nachfolger, zu huldigen. Dann gruben unmittelbar unter dem Angaréb, auf dem er verschieden, die drei Chalifen eigenhändig ihm sein Grab, und, in ein Leinentuch gehüllt, liess man ihn hinab. Dem draussen angstvoll harrenden Volke wurde verkündigt: „Der Mahdi sei entrückt zu einer Wanderschaft durch die Himmel, aus grosser Sehnsucht nach Gott!“

Noch an demselben Tage empfing Abdullahi, auf der Kanzel des grossen Gebetsplatzes stehend, die Huldigung! —

Es kann nun nicht meine Aufgabe hier sein, mit derselben Ausführlichkeit die Politik des Abdullahi zu zeichnen. In dem bisherigen Detail kam es ja nur darauf an, den Geist, sowie die Entschlossenheit, der Bewegung darzutun. Wen von Ihnen das interessieren sollte, findet die ausführliche Darstellung auch über Abdullahi in meinem bereits zitierten Buche.

In den 13 Jahren des Friedens, welche Abdullahi vergönnt waren, hätte er sehr wohl das überkommene Reich innerlich ausbauen und befestigen können. Dass dieses nicht geschah, lag in den Missgriffen seiner Politik. Zwar dieselbe Geistesschärfe besass er, wie sein Vorgänger, auch er war ein geborenes Herrscher-genie; allein ihm fehlte die Lauterkeit der Gesinnung. — Hatte Mohammed-Ahmed sich durch grosse Selbstlosigkeit hervorgetan (er wollte nur der Minister seines Gottes sein), so war Abdullahi das Gegenteil.

Geleitet durch Selbstsucht, fasste er den Plan, die Herrschaft über den Sudán an sein Haus zu knüpfen. Sein Streben wurde die Aufrichtung eines weltlichen Sultanats. Das brachte ihn zunächst in den Gegensatz zu den beiden anderen Chalifen, welche nach dem Willen des verstorbenen Mahdi die Erbberechtigten des Thrones waren, und führte zu innerer Spaltung, welche reichlich vergossenes Blut wieder kitten musste.

Dasselbe Streben führte auch zur Bildung einer Hausmacht! Militärisch sollte dieselbe sich stützen auf die ihm verwandten Weststämme Dâr-Fôrs, die Bâgara. Er verpflanzte dieselben nach Omdurmân, formte sie zur Leibwache um, stattete sie verschwenderisch aus. Dadurch wurde die Eifersucht der übrigen Stämme wach. Und finanziell sollte sie sich stützen auf ein zu bildendes Hausvermögen. Denn des äusseren Glanzes bedarf ein Herrscherhaus.

Solches Streben bedeutete den Bruch mit den kommunistischen Gedanken seines Vorgängers und mit dem System der Einfachheit, welches dieser gepredigt. Von dem Chalifenhause zu Omdurmân floss aus der wiedererwachte Sinn für Luxus. Die Weiber behingen sich wieder mit Gold, und die Männer, in leitender Stellung, sammelten sich geheime Fonds auf dem Wege der Unredlichkeit. Aus der bisherigen demokratischen Masse erhob sich eine Aristokratie, welche durch Wohlleben und erworbene Sonderrechte den anderen zu imponieren trachtete. So umspannen moralische Zersetzung und politische Intrigue einen sich bildenden Hof, dessen Haupt in das finsterste Misstrauen sich hineinbrütete; ein Misstrauen, welches die Mutter ungezählter Grausamkeiten wurde.

War Mohammed-Ahmed ein Prophet gewesen, so ward Abdullahi ein Despot. Es begann unter seinen Händen die Theokratie sich, nach und nach, umzubilden in ein Sultanat. Und diese Umbildung war es, welche vornehmlich die Ursache wurde für die Entwurzelung des Mahdi-Reiches. Denn Staaten dürfen sich niemals, ungestraft, in den Widerspruch setzen mit den Ideen, welche sie schufen.

Abdullahis Reich befand sich bereits in Zerfall, als die Engländer, am 2. September 1898, bei Kêrri ihre Geschütze aufzuziehen.

Und doch, trotz all dieser Missgriffe und Misshandlungen, mit welchem Heldenmute haben, auf jenem Schlachtfelde von Kêrri, sich nicht die 40000 Derwische geschlagen; mit welcher Treue sammelten sie sich nicht noch einmal, ein Jahr später, um den flüchtigen Herrscher bei Umm-Debrikat,

am 23. November 1899, um hier ihr Leben für ihn einzusetzen. Als Wingate über das Schlachtfeld ritt, fand er Abdullahi tot und um ihn, wie einen schützenden Wall, tot seine Emîre, tot seine Leibwache. Es liegt etwas Grosses in dieser hingebenden Treue, in diesem Bluten für eine Idee, der man sein ganzes Herz erschloss.

Lord Kitchener of Chartûm telegraphierte am Abende des Einzuges von Omdurmân seiner Königin als Resultat des Tages:

„the consequent extinction of Mahdism in the Sudân.“
Er hat damit zu viel behauptet. Der Gedanke, dass am Ende der Tage ein Meister (Mahdi) auftreten werde, um den Islâm von fremden Einflüssen zu reinigen, und die mohammedanischen Völker zu neuen Siegen zu führen, lebt fort im Bereiche der islamitischen Welt, und ist durch die Kanonenschüsse von Kêrrieri nicht getötet. Trotz jener Niederlage blieb den Leuten der Besitz von dem Bewusstsein ihrer Kraft, von der Erinnerung an die einst erfochtenen, glänzenden Siege und von der Schöpfung eines Staates, in dem sie die Gebieter waren. — Ja, mit der Zähigkeit, welche dem konservativen Geiste des Orients eigen, wird diese Erinnerung in Söhnen und Enkeln nicht erlöschen.

Doch, die Erhebung zu einer grossen, gemeinsamen, politischen Aktion findet bei diesen Sudânern ihr Hemmnis in einer Eigenschaft, welche ihre Stärke, und zugleich ihre Schwäche ausmacht. Ich meine das starke, einigende Band ihrer Familien- und Stammesgemeinschaft. Das Haupt einer Familie, der Schêch eines Stammes, sind dort unbestrittene Autoritäten. Doch diese enggeschlossenen Kreise haben zu ihrer Kehrseite den Hang zum Partikularismus. Sehr leicht erhebt sich Eifersucht zwischen den Stämmen. Diese Neigung zum Partikularismus, welche gemeinsamen Unternehmungen feind ist, überwindet schwer eine politische Formel, aber leicht eine religiöse Idee; wie die Religion ja in seltener Stärke die Moslimim beherrscht. Alles kommt darauf an, dass ein religiöser Held auftritt, fähig und entschlossen die verborgenen

Flammen zu wecken. Solch ein religiöses Genie, dem dieses gelang, war Mohammed-Ahmed-el-Mahdi. Daher seine Erfolge! —

Von den 300 Millionen Seelen, welche heut zum Islâm sich bekennen, gleitet die Arbeit der christlichen Mission ab, wie der Wassertropfen von dem Federkleide der Ente. Ich kenne nur einen Araber, der überzeugter Christ wurde. Dagegen beobachten wir des Islâm rasch zunehmenden Fortschritt, namentlich in Afrika. Und das ist umso erstaunlicher, als der Islâm keinen Priesterstand, keine Missionsanstalt, keinen offiziellen Religionsunterricht kennt.

Zu dieser religiösen Expansion gesellt sich, zur Zeit, das starke Erwachen des nationalen Selbstgefühls, welches sich ausspricht in der Formel: „Afrika den Afrikanern!“ — Dieses Gefühl ist heute lebhafter als im Jahre 1870, wo Professor Schweinfurt diese Sudâner schon verglich mit den Stacheln ihrer Akazien, welche, abwehrend, jeden europäischen Eindringling zu fragen scheinen: „Warum kommst du in mein Land? — Gehe ich doch nicht in das deine!“ —

Ich kann also die Zuversicht des Lord Kitchener nicht teilen, welche den Mahdismus im Sudân für erloschen erklärt. Der Zündstoff ist vorhanden, und der zündende Funke kann sich finden. Das rasche Ansammeln von Heeren ist nirgends leichter, als dort, wo das Nomadenleben auf die rollende Bewegung hinweist. Die Verpflegung solcher Heere ist aber keine Kunst, deren Glieder von Durrabrei zu leben, und auf nackter Erde zu schlafen gewohnt sind. Für militärischen Drill ist, nach Gordons Urteil, der Sudâner besonders beanlagt, und geradezu erstaunlich ist seine Kaltblütigkeit gegenüber Wunden und Tod! —

Das sind die Leute, welche ich heute Ihnen zu zeigen vorhatte, und von denen, soweit der enge Rahmen dieses Vortrages es zuliess, ein Stück ihrer Geschichte sich entrollte.

